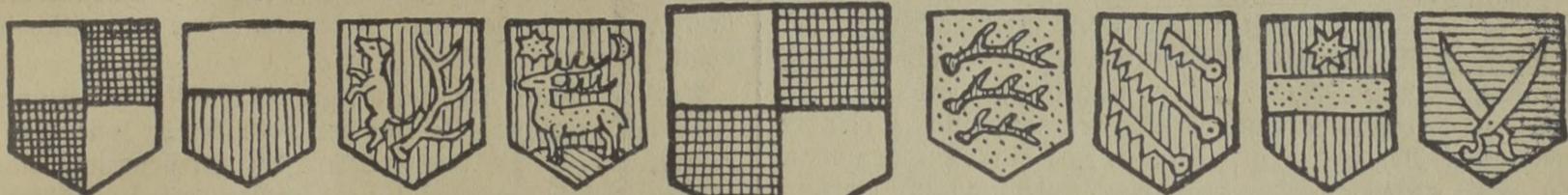


ZOLLERHEIMAT



BEILAGE DER HOHENZOLLERISCHEN BLÄTTER FÜR ZOLLERISCHE HEIMAT- UND VOLKSKUNDE

NUMMER 2

Hechingen, 25. November 1931

1. JAHRGANG

Der Hechinger Sießkännle-Prozess

Von U. Bumiller = Sigmaringen

Wenn es wahr ist, daß alle Schwaben mit einem Tropfen demokratischen Deles gesalbt sind — und so behauptet doch ein bekanntes Zitat — dann kann man es wohl verstehen, daß die ersten preußischen Beamten, die nach 1850 in unser Ländle geschickt wurden, zunächst auf kühle Ablehnung stießen.

Man fühlte sich durch diese andersgearteten und anderssprechenden Preußen in seiner schwäbischen Gemütlichkeit gestört; man konnte sie — trotz mancher Vorzüge, die man ihnen innerlich zubilligen mußte, — einfach nicht leiden.

Denn die bewußte Abneigung gegen alles Preußische, die von Wien und von München aus eifrig genährt wurde, hatte auch im benachbarten Baden und Württemberg festen Fuß gefaßt.

Da war eine Gemeinde, die schon 1798 anlässlich des Landesvergleichs an der Huldigung auf dem Zollern nicht teilnahm; man nennt sie bis heute die „Huldiger“ —

Und nun eine andere, die auch schon zu fürstlichen Zeiten gegen die schwäbischen Kreistruppen zu den Waffen gegriffen und einen Offizier getötet hatte.

Da waren die resoluten Burladinger, welche im Kampf um ihre Waldnutzung und wohl auch um die Freie Birsch ihr Dorf mit aller beweglicher Habe verlassen hatten — und zu den benachbarten Dinstmettingern geflüchtet waren.

Sie alle standen der neuen Ordnung der Dinge durch die fremde, norddeutsche Großmacht mit tief verankerter Abneigung gegenüber. Soll doch ein Geistlicher, der in jenen Tagen die Kanzel bestieg, seine Predigt mit folgenden Worten eingeleitet haben:

„In Christo Geliebte! — Ich werde heute zu Euch sprechen: Einmal darüber, wie sehr wir uns freuen sollen, daß wir preußisch geworden sind und dann: Wie wir dies um unserer Sünden willen auch nicht besser verdient haben!“

Wie stark das hier scherzhaft angedeutete Mißtrauen gegen den neuen Staat gerade auch im einfachen Volke verbreitet war, das zeigen uns die bewegten Auftritte, welche sich in den Dörfern beim Abschied der Rekruten abspielten.

Rasend vor Schmerz und vor Verzweiflung warfen sich die Mütter der jungen, für die preußischen Regimenter ausgehobenen Soldaten vor die Pferde der Leiterwagen, um so die Abfahrt in die preußischen Garnisonen zu verhindern. Sie fürchteten, ihre Söhne nie mehr wieder zu sehen.

Man nimmt ihn fort

Ins fremde Land

singt voller Wehmut das Zollerlied.

Doch auch hierin trat eine Wandlung ein.

Die totgeglaubten Rekruten kehrten nach einigen Jahren frisch und aufrecht und braun gebrannt in ihre heimatlichen Dörfer zurück und konnten nicht genug erzählen von der großen preußischen Armee und von ihren stolzen Regimentern.

Und einer Anzahl ausgezeichnete Verwaltungsbeamter — ich nenne hier nur den volkstümlich gewordenen Landgerichtspräsidenten Evelt — ist es im Laufe der Zeit gelungen, diese falschen Vorstellungen von dem Bruder „Preuß“ auf ihr richtiges Maß zurückzuführen. Allmählich lernte die zollerische Bevölkerung den Segen einer starken und gerechten Verwaltung erkennen.

Und so schwand das anfängliche Mißtrauen immer mehr und machte sich nur noch gelegentlich in beißendem Spott und Luft, der uns in vielen köstlichen Anekdoten erhalten ist.

Wir wollen sie hier nicht wiederholen.

Nur an den einen Bauern sei kurz erinnert, der auf dem Grundbuchamt zu tun hatte und den dabei ein schwäbischer Richter, — ich muß es schon sagen: „saumäßig“ angeschauzt hat, während ihn ein preußischer Beamter mit ausgesuchter Höflichkeit beriet. — Und trotzdem meint er nachher in der Linde: Sealler Malafiz-Preuß hett mi am liabschta a'gschnauzt — — aber der ander (der Schwob) dees ischt a Ma, mit deam ka ma schwäza!

Und noch ein Geschichtlein, das sich auf einem Mißverständnis aufbaut, sei hier eingeschaltet:

Ein Altbauer fährt am späten Abend todmüde von der Feldarbeit droben auf den steinigen, unfruchtbaren Hängen in sein Dorf zurück. —

Ein Mann in Uniform mit blinkenden Knöpfen versucht, ihm klar zu machen, daß Fuhrwerke auf offener Landstraße in der Dunkelheit beleuchtet sein müssen.

Der Bauer sieht ihn mit großen Augen an! So ist sein Vater gefahren — und sein Großvater auch! „A Latiana ama Ruhwaga? — Jawolldo!“ — „Hoi Bless!“ — brummt er und schüttelt in nicht mißzuverstehender Absicht das Leitseil.

Aber der Schandarm wird energisch und zwingt ihn zum Halten: „sonst muß ich Sie anzeichen“. Und dabei spricht er das so weich aus, daß in dem Schwabenhirn eine völlig abwegige Vorstellung zustande kommt.

„Ha! seall probirscht amol!“ — mault er mit einem Blick auf seinen soliden Peitschenstock — macht sich mit einem Ruck frei — und fährt nach Hause. —

Und der verblüffte Schandarm, der außer den rollenden Augen nichts verstanden hat, läßt ihn ziehen. Er soll doch, nach seiner besonderen Instruktion, mit diesen schwäbischen Querschädeln recht vorsichtig umgehen!

Damit haben wir den Hintergrund geschaffen, auf dem sich nun im Jahre 1889 in der alten Zollerstadt Hechingen der Gießkännchen-Prozeß abspielt. Hauptpersonen in diesem Prozeß sind:

1) der Hofapotheker, ein geborener Württemberger, der wohl nicht allzuviel Vorliebe für die, seiner Ansicht nach zugeknöpften preußischen Juristen mitgebracht hatte, und

2) ein preußischer Landrichter, der noch nicht tiefer in schwäbische Art und schwäbisches Wesen eingedrungen war. So gerät dieser offenbar recht reizbare Mann im Verlauf eines Prozesses, der sich aus wirklich harmlosen Vorgängen entwickelt, immer mehr in die bedauerliche Auffassung hinein, daß seine, und seines Standes Ehre auf dem Spiele stände. Und daraus entwickelt sich ein Prozeß, in welchem beide Parteien sich so verbeißen, daß es kein Zurück mehr gibt.

Die Feindseligkeiten werden eröffnet durch den *Nasenprozeß*:

Am Hechinger Landgericht war im Jahr 1889 ein junger Referendar beschäftigt, der, — was wohl sein gutes Recht war — über eine auffallend große und rote Nase verfügte. Und aus den Akten geht hervor, daß er auch gerne einen guten Schoppen trank; eine Eigenschaft, die ihm sicherlich kein guter Schwabe verargte. Nun aber gab man in Hechingen zur Fastnacht eine Narrenzeitung heraus und dabei kam der Unglückswurm von Redakteur auf die Idee, auch ein kleines Spottgedicht auf den Herrn Referendar und seine rote Nase mit aufzunehmen.

Es lautete an seiner incriminierten Stelle:

„Ein alter und ein junger Herr
Die saßen oft beim Glas
Denn wahrlich! nicht von ungefähr
Kam letzterem sei Nas“.

Nun könnte man sich sehr wohl einen jungen Juristen vorstellen, der, bei allem Feingefühl für die Subtilität seiner Stellung, am nächsten Fastnachtsdienstag sich einfach eine große Trommel umgehängt — und — unter dem tosenden Beifall seiner vermeintlichen Gegner, — mit grellrot angestrichener Nase im weiß gepuderten Gesicht, die Moritat von der „roten Nase“ gesungen hätte.

Wer den Schwaben kennt, der weiß, daß der Angeulkte auf diese Weise zum populären Manne geworden wäre.

Aber nicht jedermann ist es gegeben, so zu handeln. Und wir dürfen ihm daraus auch keinen Vorwurf machen. Wer Sitte und Brauch der schwäbischen Fastnacht nicht kennt, konnte auch der Auffassung sein, daß das Ansehen des jungen Mannes nur durch eine gerichtliche Sühne wieder hergestellt werden könne.

Und dieser Auffassung war bedauerlicher Weise der junge Referendar und wahrscheinlich auch einige seiner Standesgenossen.

Und so kam es tatsächlich zu einer, auch für den Referendar recht peinlichen Gerichtsverhandlung, bei welcher wohl der Herausgeber der Narrenzeitung zu einer Ordnungsstrafe von 20 Mark verurteilt wurde.

Andererseits aber die Ursache der roten Nase mit einer Gründlichkeit diskutiert wurde, die ihren Träger mit einem Male zu einem berühmten Manne machte.

Zu allem Ueberfluß wurde gegen die erste Entscheidung noch Revision eingelegt, sodaß auch auswärtige Zeitungen auf den Vorgang aufmerksam wurden.

So schreibt die Frankfurter Zeitung unterm 9. Juli 1889:

Ein drolliges Nachspiel zur Fastnacht wird in unserer Stadt mit Spannung erwartet. — In der Narrenzeitung war von einem Ständchen berichtet, das ein junger Mann seiner Dame gebracht hat. Nunmehr hat ein Justizreferendar Strafantrag erhoben. Die Staatsanwaltschaft Hechingen scheint dem Fall soviel Interesse beizumessen, daß sie, statt

den Referendar auf den üblichen Weg der Privatklage zu verweisen, eine hochnotpeinliche Anklage gegen den Herausgeber der Narrenzeitung erhob und fernerhin veranlaßte, daß die Sache nicht vor dem Schöffengericht, sondern vor der Strafkammer verhandelt wurde. So werden in den nächsten Tagen fünf Richter in Talar über die Farbe der Nase eines Referendars zu Gericht sitzen. Das Erstaunliche ist nämlich, daß zum Beweis der Anklage von der Staatsanwaltschaft behauptet wird, der Herr Referendar sitze tatsächlich häufig beim Schoppen.

Aus der Wahl der Verteidiger — die Narrenzeitung war durch den bekannten Stuttgarter Demokraten *H a u ß m a n n* vertreten — sowie aus der Art der Presseberichterstattung geht deutlich hervor, daß jetzt schon Momente in die Verhandlungen hineinspielen, die man nicht mehr sachlich nennen kann.

So sagt ein Berichterstatter: Der erste Staatsanwalt, ein Beamter, welcher sowohl nach der Schärfe seiner Aussprache, als auch seiner Auffassung die preußische Heimat nicht verleugnet, sah in dem Gedicht eine strafwürdige Gehässigkeit. Es wäre betäubend, wenn ein Beamter solche Insulte auf sich beruhen ließe. —

Und abschließend bemerkt die „Frankfurter“, daß dem im Hechinger Richtertum prävalierenden nordischen Element das Verständnis für süddeutsche Art und schwäbischen Humor offenbar fehle.

Und nun geschah — nur aus der gegenseitigen Gereiztheit heraus erklärlich — Folgendes:

Ein Hechinger Landrichter geht mit seiner Gattin auf einem Spaziergang begriffen an der Wohnung des Hofapothekers vorbei. Der kleine Sohn des Hofapothekers spielt mit andern Kindern auf der Straße und spritzt dabei aus einer kleinen Kindergießkanne Wasser gegen den Bürgersteig. Der Landrichter, welcher das Kleid seiner Gattin gefährdet sieht, verweist dem Jungen sein Verhalten — und trägt ihm — der ihn offenbar nicht versteht — Ohrfeigen an. Dann eilt er ziemlich aufgereggt nach dem benachbarten Rathaus und macht dort die Polizei auf die Kinder aufmerksam, welche die Passanten belästigen.

Als der Hofapotheker, der den Vorgang, wenigstens zum Teil, aus seinen Geschäftsräumen heraus beobachtet hat, eine polizeiliche Verwarnung erhält, gerät offenbar auch er in Harnisch und tritt auf den Marktplatz hinaus, um den Landrichter zu fragen, worum es sich handle. Aber dieser lehnt es ab, mit ihm zu verhandeln und tritt in das Geschäft von Daiker hinein.

Bei dieser Gelegenheit soll ihn der Hofapotheker einen Narren genannt haben.

Noch am selben Abend sucht der Landrichter bei den Anwohnern Zeugen für den Vorfall — und als das Ergebnis nicht genügend ist, werden 15 Zeugen vor Gericht geladen und über die Äußerungen des Apothekers in verschiedenen Wirtschaften — darunter auch in der Kiesel — verhört.

Was hätte in diesen Tagen noch ein offenes, gerades Wort zwischen den Beteiligten Segen stiften können! Aber es unterblieb.

Die Parteien erhitzten sich immer mehr. Zwischenträger sind am Werk, welche die Luft vergiften und ungeschickte Berater schüren das Feuer auf beiden Seiten.

Der Apotheker erläßt in den Hohenzollerischen Blättern eine große Erklärung, in welcher er den ganzen Vorgang noch einmal erzählt und natürlich den Versuch macht, die Gegenpartei ins Unrecht zu setzen.

Und nun nimmt eine Reihe von süddeutschen — meist demokratischen Zeitungen — diese Erklärung auf und knüpft Bemerkungen daran, welche den Stein ins Rollen bringen. So schreibt ein württembergisches Blatt: Daß die Sache selbst in Hechingen, wo man preußisches Beamtentum schätzen gelernt habe, böses Blut mache, beweise der Umstand, daß die Erklärung des Hofapothekers nicht etwa in einem demokratischen Blatt, auch nicht im *Z o l l e r*, sondern in den un-

zweifelhaft sehr loyalen Hohenzollerischen Blättern erschienen sei.

Das Gericht greift nun ein und verhängt nach einigen Haus suchungen die Briefsperrre über eine Anzahl verdächtiger Hechinger Personen, bezw. über deren Schriftverkehr mit bestimmten Zeitungen. Die Untersuchung wegen Verächtlichmachung von Staatseinrichtungen und wegen Beleidigung wird eingeleitet.

Der Stuttgarter Beobachter schreibt dazu:

Das Landgericht Hechingen hat nunmehr fünf Haus suchungen in Frankfurt, Stuttgart, Heilbronn, und Ebingen vorgenommen.

Aber nicht genug damit. Man schritt zu einem noch drastischeren Mittel; man verhängte die Briefsperrre. Es ist über fünf Hechinger Bürger, sowie über den Beobachter, den Neuen Alb-Boten, die Heilbronner Zeitung und die Frankfurter Zeitung bezüglich aller Sendungen von Hechingen die Sperre über alle Briefe und Telegramme verhängt worden.

Und was will man damit erreichen?

Gerichtliche Beschwerden der von der Sperre Betroffenen setzen nun ein. Artikel um Artikel erscheint in der dem Hofapotheker wohlgesinnten Presse und die Angelegenheit nimmt immer größere Formen an. Die Untersuchung geht mit einem Berg von Akten an das Landgericht in Frankfurt über. Nach dem Neuen Alb-Boten sollen im Ganzen 19 Prozesse anhängig sein. Allein in Hechingen seien bei der Voruntersuchung 60—65 Eide geschworen worden.

Endlich erscheint die Anklageschrift. Sie ist gerichtet:

1. gegen den Hofapotheker Obermiller,
2. den Buchdruckereibesitzer Kleinmaier,
3. den Mühlenbesitzer Gsell,
4. den Redakteur Göbel-Ebingen,
5. den Bürstenfabrikanten Kohler,
6. den Fabrikanten Levi, und
7. den Redakteur der Frankfurter Zeitung.

Es wird beantragt, das Hauptverfahren vor der Strafkammer des Landgerichts zu eröffnen.

Nach gründlicher Verhandlung wird am 9. Juni 1890

durch Privattelegramm der Hohenzollerischen Blätter folgendes Urteil bekannt:

Hofapotheker Obermiller 100 Mark;
Buchdruckereibesitzer Kleinmaier 10 Mark;
Redakteur Göbel-Ebingen 180 Mark;
Redakteur der Frankfurter Zeitung 20 Mark;
Max Kohler und Jakob Levi sind freigesprochen.

So endigte eine Gerichtsverhandlung, welche der einen Partei Geldstrafen und wohl auch recht erhebliche Kosten, der andern aber recht peinliche Feststellungen unter den Augen der Deffentlichkeit gebracht hat. Daß auch die höhere Justizverwaltung keine absonderliche Freude an diesen Auseinandersetzungen gehabt hat, beweist der Umstand, daß einer der Hauptbeteiligten sich kurz nachher an der russischen Grenze wiederfand. Auch der Hofapotheker Obermiller, der durch geheime Abstimmung aus der Museumsgesellschaft ausgeschlossen wurde, verkaufte seine Apotheke bald nachher und ließ sich als Privatier in Cannstatt nieder.

*

Ueber 40 Jahre sind ins Land gegangen, seitdem diese wirklich recht überflüssige Auseinandersetzung zwischen preussischem Beamtentum und Hechinger Bürgerschaft vor sich gegangen ist.

Nur wenige ältere Leser werden sich noch der Aufregung entsinnen, welche sie unserer engeren Heimat gebracht hat. Und wenn wir sie heute wieder ans Licht gezogen haben, so geschah es nicht in der Absicht, irgendwie eine Kluft aufzureißen, die sich inzwischen längst geschlossen hat.

Unsere Zeiten sind viel zu ernst, als daß wir nicht alle zusammenstehen müßten: Nord und Süd, Beamte und Geschäftsmann, um der furchtbaren Not Herr zu werden, die am Horizont heraufzieht.

Aber etwas lernen können wir doch aus diesem grotesken Prozeß: Und das ist eine Lebenserfahrung, welche der Schwabe in ein Sprichwort zusammengefaßt hat:

„It no älle Mugga schnappa!“

oder in einer etwas anderen Fassung:

„Feife grad sei lau“.

Damit seien die Akten über den soviel Staub aufwirbelnden Hechinger Gießkännchenprozeß zum zweitenmal geschlossen.

Rangendinger Sagen

Ein Beitrag zur Sammlung „Hohenzollerische Sagen“

Von Hauptlehrer B o s c h - Rangendingen

Die Regierung in Sigmaringen hat im August dieses Jahres im Amtsblatt Stück 34 zur Sammlung der noch im Volke lebenden Sagen aufgefördert. Besonders wichtig ist die Aufzeichnung der Sagen, die noch nicht gedruckt, sondern von Großeltern an den langen Winterabenden im Familienkreis erzählt werden. Unsere schnellebige Zeit mit der Sorge um Brot und Arbeit ist allerdings ein schlechter Boden zum Gedeihen der Sage. Mit jedem Tode der Alten wird der Sagenschatz weniger, darum ist es höchste Zeit, wenn noch etwas gerettet werden soll. Nachstehende Sagen aus Rangendingen mögen zeigen, daß sich das Sammeln noch lohnt und manches alte Mütterlein oder mancher Großvater doch noch etwas zu erzählen weiß. Die Sagen sind größtenteils von Schülern aufgezeichnet worden, die mit Freuden ihre Großeltern zum Erzählen drängen.

Ein Gespenst holt ein unartiges Kind

In einem Hause in Rangendingen wohnte eine Frau mit ihrem Kinde, das öfters unartig war. Als es eines Abends wieder nicht gehorchen wollte, drohte die Mutter, der Nachtgeist werde es holen. Sie faßte das Kind und hielt es zum Fenster hinaus. Da erschien ein Gespenst und nahm das Kind mit fort. Seither hat man nichts mehr von dem Kinde gehört.

Hege in Rangendingen

Ein Mann fuhr mit dem Fuhrwerk auf der Straße. Da begegnete ihm eine als böse Frau bekannte Person. Als sie

am Wagen vorbei ging, scheuten die Pferde und rissen immer nach rückwärts. Da nahm der Fuhrmann das Taschenmesser und steckte es offen in den Leiterbaum. Die Hege wich aus und die Pferde gingen wieder ihren gewöhnlichen Gang.

Ein Rangendinger schaut seinem Begräbnis zu

In der oberen Gasse wollte man einen Verstorbenen beerdigen. Als der Leichenzug wegging und viele Leute weinten, sahen einige Teilnehmer den Toten lachend zum Bühneladen heraus schauen.

Der Geist im Miethentäle

Einst ging ein Mann über das Brücklein im Miethentäle. Er hörte nach einander zweimal nießen. Jedesmal sagte der Mann wie üblich: „Helf Gott“. Als er es zum dritten Mal hörte, antwortete er: „I mach it fot!“ Da sprach eine Stimme: „Hättest du noch einmal Helf Gott! gesagt, so wäre ich erlöst gewesen. Jetzt muß ich warten, bis von der ersten Eiche eine Eichel fällt und daraus ein Baum wird. Wenn aus dem Holze dieser Eiche eine Wiege gemacht wird, so kann mich das Kind erlösen, das zuerst in diese Wiege gelegt wird.“

Die Josephskapelle

An der Straße nach Hirrlingen steht eine alte Kapelle, heute Josephskapelle genannt. Früher nannte man sie Wendelinskapelle. Als vor vielen Jahren hier eine schreckliche Viehseuche herrschte, fürchtete man, alles Vieh werde ver-

derben. Deshalb legten die Bauern Geld zusammen, um zu Ehren des Hl. Wendelin, dem Patron der Hirten, eine Kapelle bauen zu können. Bald darauf wurde das Vieh wieder gesund.

Der Pudel auf der Straße nach Stein

Egler erzählt in „Mythologie, Sage und Geschichte der Hohenzollerischen Lande“. Nach der Sage begleitete oft von dem Wege an, der von der Rangendinger Straße nach dem Staufenburg Hofe führt, bis zu dem Kreuz am Rosenbrünnlein bei Stein nächtliche Wanderer ein großer schwarzer Pudelhund, welcher dann plötzlich verschwand. Nach anderer Erzählung:

Früher ging eine Handelsfrau jeden Morgen noch in der Dunkelheit von Rangendingen nach Hechingen, um Eier zu verkaufen. Unterwegs, in der Nähe der Fuchsbrücke, kam ein weißer Pudelhund, der einen Brief im Maule hatte, und sprang immer voll Wucht an ihr hinauf. Vor Angst kam die Frau nicht mehr vorwärts, der Hund wollte ihr immer den Korb vom Kopfe herunterreißen. Da läutete die Rangendinger Gebetglocke und der Pudel verschwand.

Bildstock-Sagen

An zwei Bildstöcklein knüpfen folgende Sagen an, die erst in neuerer Zeit entstanden sind.

Am Waldesrande am Käpfle steht ein Bildstöcklein. Nach der Sage soll dort ein Mann Holz gefällt haben und sich dabei in den Fuß gehauen haben. Der Waldschütz fand den Verwundeten und eilte schnell nach Hirrlingen, um Hilfe zu holen. Als man wieder hinauskam, hatte der Mann sich verblutet und war tot.

Im Walde „Hohenstich“ auf der Lindeshalde steht ein hölzernes Bildstöcklein. Nach der Sage brachte ein Knabe seinem Vater, der in diesem Walde beim Holzfällen arbeitete, das Essen. Eine umfallende Eiche fiel gerade auf den Knaben. Der Vater sah dies und rief voll Schrecken: „Jesus, Maria, Joseph!“ und der Knabe kam mit dem Schrecken unverfehrt hervor.

Das Hochburgweible

Auf der Hochburg soll sich das „Hochburgweible“ aufhalten. Einst kam es zu Frauen, die auf dem Berg ins Gras gingen. Vor Schrecken flohen die Frauen in das Dorf und erzählten es. Als Männer das Gras holten, sahen sie nichts mehr. Von da an ließ sich das Weiblein nicht mehr sehen.

Es ging einmal ein Mann mit Namen Max auf die Hochburg. Da begegnete ihm ein Fräulein und sprach: „Komme diese Nacht um 12 Uhr auf diesen Platz, so kannst du viel gewinnen und mich erlösen“. Der Mann ging freudig nach Hause und erzählte alles seiner Frau. Diese wollte mitgehen und sie kamen genau um 12 Uhr auf den bestimmten Platz. Auf einmal ging der Wind so heftig, daß sie Angst bekamen und umkehrten, um nach Hause zu eilen. Kaum hatten sie sich umgedreht, so rief eine Stimme: „Hättest du nicht umgekehrt, so hättest du das Geld gewonnen und mich erlöst. Nun bin ich erst erlöst, wenn von dieser Eiche eine Eichel fällt und daraus wieder eine Eiche wächst. Das Kind, das in der Wiege aus dieser Eiche aufwächst, wird mich erlösen“. Als die beiden zum Dorf hineingingen, hörten sie den Geist immer noch schreien.

Der Jankesbuckel

Ein Mann namens Jankel ging in den Wald zwischen dem Viehtrieb und der Hochburg und erhängte sich dort auf dem Berge. Er wurde auch dort verscharrt und heute noch heißt der Berg Jankesbuckel.

Der Geist auf dem Totenbette

Als eine Frau starb, kam bei der Nacht ein Geist an das Fußende des Bettes und weinte. Sobald man hinschaute, war der Geist verschwunden. Dies dauerte, solange die Tote auf dem Totenbette lag. In der letzten Nacht sprach die Gestalt: „Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes!“ Vor Schrecken antworteten die Anwesenden nicht. Da sprach der Geist: „Hättet ihr Amen! gesagt, so wäre ich erlöst gewesen.“

Geist holt ein Kind

In einem Hause wohnten Eltern mit zwei Kindern. Als Mann und Frau eines Abends zur Hochzeit gehen wollten, sollten die Kinder allein bleiben. Eines weinte und wollte nicht zu Bett gehen, da sagte die Mutter: „Geh zu Bett, sonst kommt der böse Mann.“ Als die Eltern von der Hochzeit heimkamen, war das Kind nicht mehr in der Wiege. Sie suchten das ganze Haus aus, aber das Kind war und blieb verschwunden.

Das Kreuz an der Straße nach Hechingen

In der Nähe der weißen Brücke an der Straße nach Hechingen steht an der linken Straßenseite ein niederes, uraltes Steinkreuz. Nach der Sage sollen dort zwei Händler, die vom Rangendinger Markt kamen, in Streit geraten sein. Jeder meinte, er habe das schönste Vieh gekauft. Der Streit artete in eine Stecherei aus, bei der beide getötet wurden.

Nach anderer Erzählung fuhr ein Fuhrmann von Rangendingen nach Hechingen. Er schief ein, an dem Platze scheuten die Pferde, sprangen in den Bach und der Fuhrmann ertrank. Damals soll die Starzel an dieser Stelle dicht der Straße entlang gestossen sein.

Der Geist und der Nachtwächter

Westlich vom Rangendinger Friedhof in Verlängerung der Lehmgrubgasse ist eine Anhöhe, auf der heute ein Kreuz steht. Vor alter Zeit ruhte hier der Nachtwächter unter einem Baume aus, wenn er die Stunden gerufen hatte. Er konnte von hier aus das Dorf leicht übersehen, und etwaige Feuergefahr gut bemerken. Nicht selten kam es vor, daß er die Stunde, die er rufen sollte, verschief und dann Strafe befürchten mußte. In einer Nacht, als ihm der Schlaf stark auf die Augen drückte, zupfte ihn etwas am Ärmel, er schaute um sich und erblickte eine Gestalt in alter Tracht. Diese seltsame Erscheinung redete ihn an und sprach: „Fürchte dich nicht. Bete ein Vaterunser, dann kannst du ruhig schlafen, ich werde für dich wachen und wenn die Stunde schlägt, dich wecken“. Der Nachtwächter tat wie ihm gesagt worden und immer mit dem Glockenschlage wurde er geweckt, damit er pünktlich seines Amtes walten konnte. Dieses eigentümliche Verhältnis dauerte längere Zeit fort. In einer Nacht, nachdem der Wächter das Vaterunser gebetet hatte, sprach die Gestalt zu ihm: „Diese Nacht war ich das letzte Mal bei dir. Ich bin ein Geist und darf nun zur Ruhe gehen, denn durch dein Gebet hast du mich erlöst.“ Der Nachtwächter erschraf ob dieser Rede, der Geist verschwand und erschien nie wieder.

Nach Egler.

Maria Zell

Am Fuße des Zellerhorns in reizvoller landschaftlicher Umgebung liegt das Kirchlein Maria Zell. Es ist die Friedhofskirche für Boll, auf dessen Gemarkung es liegt. Auf den Friedhof daneben werden seit Menschengedenken die Toten von Boll hinauf getragen. Ruht das Auge des Wanderers mit Wohlgefallen auf dem Kirchlein, so hat der Name Maria Zell bei den Anwohnern einen besonderen Klang. In Prozessionen wallfahrtet man aus den umliegenden Ortschaften nach Maria Zell und was uns diese Stätte so wert erscheinen läßt, das ist seine Bedeutung für die vielen wallfahrenden

Einzelgänger, die hier im stillen Frieden ihre Sorgen im Gebet ausströmen lassen.

Eine dunkle Ueberlieferung berichtet, früher sei auch eine kleine Siedlung neben der Kirche gestanden. Es finden sich zwar keine Spuren baulicher Ueberreste, doch stößt man in manchen alten Urkunden auf Nachrichten über Zell, wie es früher einfach hieß. Der Name Maria-Zell stammt erst aus jüngster Zeit, in der Zell als Marien-Wallfahrtsort Ansehen in der Gegend gewann. Sonderbarerweise wurde bisher noch nie versucht, eine zusammenhängende Darstellung der Ge-

schichte dieser abgegangenen Siedlung zu geben. Zum erstenmale unternimmt dies *Willy Baur* - Hechingen in Nr. 11 der Blätter des Schwäbischen Albvereins vom November 1931. Entsprechend dem Ziele der Albvereinsforschungen liegt der Schwerpunkt der Baur'schen Arbeit, die sich auf jahrelang gesammeltes Material stützt, auf siedlungsgeschichtlichem Gebiet. Baur bringt Zell in Zusammenhang mit einem alten Albübergang, der die Senke zwischen Zellerhorn und Backofenfels benutzte und in einer Straße zum Bodensee eine Fortsetzung fand. Ein Flurname Konstanzer Weg auf der Höhe bei Truchtersingen dient u. a. als Beleg für diese Vermutung. Aus diesen Zusammenhängen könnten sich weite Perspektiven ergeben. Für zwei andere Zellorte an der Alb finden sich ähnliche Beziehungen zu Pfalzstraßen. Zellorte sind durchweg Gründungen mit kirchlichem Einschlag. Im Hinblick auf den früheren großen St. Gallischen Besitz in der Zoller Alb und weiterhin auf St. Gallus als ältesten Patron in Zell spricht die Wahrscheinlichkeit für St. Gallen als Gründerin von Zell. Aus dem geringen Umfang des Sprengels schließt Baur auf eine weniger kirchliche als Verwaltungseinrichtung des Klosters. Interessant ist es, daß Baur auf einen möglichen Zusammenhang der Michaelskapelle mit Zell—St. Gallen hinweist und damit eine neue Idee in die Geschichte der Zollerburg hineinträgt. Eine ganze Reihe von Einzeltatsachen geben ein ungefähres Bild vom Wesen Zells. Aus der kirchlichen Geschichte, für die das vorliegende Material zu einer besonderen Darstellung nahezu ausreicht, sind eine Reihe von Daten genannt. Wichtig ist die Feststellung, daß um die Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert die St. Nikolaus-Kapelle in Boll anstelle von Zell Pfarrkirche von Boll wurde. Von den Hofstätten, deren Reste nach Baur offenbar dem Abbau des Zeller Tuffsteins zum Opfer gefallen sind, wird der Maierhof von Zell und andere Güter genannt. Von den Bewohnern lernen wir vier aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts mit Namen kennen. Aus Flur-

namen ist zu schließen, daß die Zeller Flur ursprünglich über die Alb hinüberreichte, wenn auch der Umfang der Flur nicht mehr ganz festzustellen ist. Das bisher vorliegende urkundliche Material über die zollerischen Schenken von Zell reicht zu einer zuverlässigen Darstellung der Geschlechterfolge und der Verwandtschaftsverhältnisse mit den stammverwandten Schenken von Andeck, Erpfingen und Hirrlingen nicht aus. Zu klären ist auch noch die aufgrund der Wappengleichheit zu vermutende Verwandtschaft mit den Schenken von Staufenberg. Dagegen ist die Scheidung von den Herren von Zell am Michelberg und Schenkenzell oberhalb Wolfach durchgeführt. Ob unser Zell mit dem in den Urkunden des ausgehenden 13. und anfangenden 14. Jahrhunderts vielfach genannten Neuenzell identisch ist, kann nicht einwandfrei beantwortet werden. Für die Gründe des Abgehens der Ortschaft Zell im 15. Jahrhundert werden außer den bekannten agrarpolitischen (Landwirtschaftskrise des 14. Jahrhunderts) die schwindende Bedeutung der Straße, Abwanderung der Bewohner mit dem Ortsadel und herrschaftliche Maßnahmen angenommen. Die Ursprünglichkeit der Sage von der Zurücktragung der Kirche durch Engel für Zell wird angezweifelt. Die Sage wird von einem großen Teil der Kirchen und Kapellen der Umgebung erzählt. Für Zell ist sie erst aus jüngerer Zeit nachzuweisen. Dafür, daß die Wallfahrt nach Zell schon ins Mittelalter zurückgeht, sind bisher Beweise nicht erbracht. Nachdem aber Baur erstmals nachgewiesen hat, daß neben St. Gallus schon 1440 „Unsere liebe Frau“ Patronin von Zell war, läßt sich eine alte Wallfahrt zu der Kirche immerhin annehmen.

Von der Geschichte Zells bleibt noch manches zu klären. Doch ist durch die verdienstvolle und weitspannende Arbeit Baur's ein Grundstein gelegt, auf dem es sich weiterbauen läßt. Baur hat sich hier als ein ebensoguter Forscher auf geschichtlichem Gebiet erwiesen, wie er ein Kenner der Schwäbischen Alb ist.

Der Schloßgeist von Ringingen

(Nach der Zimmerischen Chronik)

Im Hohenzollernlande, vom Rand der Alb nicht weit steht eine Turmruine aus altersgrauer Zeit. Treu wacht sie auf dem Berge, im Walde still verträumt, Dorf Ringingen beherrschend, von Feld und Wies umsäumt. Die Burg ist längst verschwunden, der Bergfried nur noch steht zerzaust von Wind und Wetter. Ob er auch bald vergeht? Noch ist er stummer Zeuge von Menschenschuld und Fehl, Vom Büßen und vom Ringen der ruhelosen Seel'.

I.

Der letzte hies'ge Ritter mit fünfgeteiltem Schild, Der Kleinhans Schwelher, sagt man, war räuberisch und wild. Er trieb sein gottlos Wesen so ungerecht und hart, Daß er nach seinem Tode als Geist verdamm't ward. Er mußte unsterblich wandern ohn' Rast und ohne Ruh, Bald in der weiten Ferne, bald seinem Schlosse zu. Bis seine Schuld gesühnet, das Unrecht gutgemacht, Hat er gar oft die Seinen in Angst und Furcht gebracht. — Auch sonst erschien er öfter sichtbar auf hohem Roß Einhergesprengt wie lebend, doch ohne Meut' und Troß. Er sprach in Wald und Feldern die Leute freundlich an, Den Bauer bei der Arbeit und auch den Bettelsmann. Und grüßend, ohne Schaden, er stets von hinnen ritt, Daß alle Mitleid hatten, weil er unsäglich litt. Allein die stolze Witwe Anna von Freiberg blieb Stets ungebeugten Sinnes, als hätt' sie keine Lieb'. Wie oft hat er gebeten: „O Weib, erbarm dich mein, Das unrecht Gut erstatte, dann werd' ich frei der Pein!“ Doch sie wollt' nicht verzichten. Es dünkt sie viel zu schön, In Saus und Braus zu leben, mag er auch betteln gehn. Da packte Grimm den Schwelher, er nachts im Schloß rumort. Es kracht in dem Gefäßer, es klopft und pfeift und bohrt.

Es rumpelt, heult und poltert, daß um die Geisterstund Pakt Schrecken alle Herzen, schließt Grauen jeden Mund. Längst war's nicht mehr geheuer dort im Ringinger Schloß, Des Weibes stetes Jaudern den Geist noch mehr verdroß. War's warm, heizt er die Stuben, schloß feste jede Tür Wenn sie auch fast ersticken, er ließ niemand herfür. Er trieb sie ab vom Herde, wenn sie gekocht das Mahl, Schürt, daß zu Ruß verbrannten die Speisen allzumal. Falls sie das Holz versteckten, flugs ist der Geist zur Hand Schafft neues her und füllt den Ofen bis zum Rand. Drei Töchter hatt' der Schwelher, auch diese quälte er. Nur Agnes nicht, die Jüngste, die liebte er gar sehr. Wenn er nun kam zu schrecken sein Weib und Hausgesind', Versäumt er nie zu warnen sein liebstes Herzenskind: „Lieb' Engelin“ so rief er, „nimm dich in Acht, ich kumm, Doch fürchte nit, du bist ja unschuldig, brav und frumm!“ — Der Abenteuer wurden noch mehr bei Nacht und Tag, Stets kamen neue Peinen, stets fand er neue Plag. Die Witwe flieht von dannen. Vielleicht daß in der Stadt Zu Rottenburg am Neckar sie Ruh' und Frieden hat. Mit ihr sind auch geflüchtet die Kinder und der Troß, Sie lassen leer zurücke das öde Geisterschloß.

II.

Zu Ringingen im Dorfe zecht junges Volk beim Wein. Die Bauernknechte wetten: „Wer mag der kühnste sein?“ „Der ist's, der ohne Bangen die Nacht im Schloß verbringt, Des Geists unheimlich Wesen durch seinen Mut bezwingt!“ Ein halbes Duzend meldet sich denn auch gleich bereit, Denn Geisterpuk zu glauben, sei'n sie viel zu gescheit. Schon gleich am nächsten Mittag ziehn sie hinauf bedacht Mit Rienspan, Essen, Trinken und Holz für eine Nacht.

Das beste der Gemächer hat sie sich gleich erwählt
Und bald bei frohem Schmausen Geschichten sich erzählt.
Als dann die Dämmerung leise sich senkte auf das Land,
Ward schnell das Licht entzündet, der Ofen schon in Brand.
Denn wars auch draußen Winter, hier saß man warm

und gut
— Bei wohlverschloss'nen Türen — in hellem Uebermut.
Sie huben an zu spotten des Kleinhans Schwelher frech:
„Er soll doch, wenn er Schneid hat, erscheinen beim Gezech!
Wir würden ihm einbrennen mit Prügel und mit Scheit,
Und ihm fürwahr heimleuchten, daß er zum Herrgott
schreit!“

Um ihren Mut zu steigern der Humpen stetsfort kreist,
Ein Lied aus voller Kehle den guten Tropfen preist.
Indes sie hier sich brüsten, hat drunten manche Maid
Sich still bekreuzt, gebetet, daß doch gescheh' kein Leid.
Und schließlich sind die Helden, die keine Furcht gekannt,
Dem Weine unterlegen: Der Schlaf hat sie gebannt.
Doch Mitternacht zieht näher. Schon ist die Stube kalt.
Die halb noch trunck'nen Burschen frieren im Dunkeln bald.
Unheimlich ist die Stille hier in dem öden Haus.

„Was war das?! Was so schaurig schrie vor dem Fenster
drauß?“

Ein Käuzchen nur! Doch denen geht es durch Mark und Bein,
Kalt überkriecht's den Rücken! Soll'n sie um Hilfe schrein?
O daß es einer wagte, jetzt auf den Gang zu gehn,
Das Feuer neu zu schüren und nach dem Licht zu seh'n! —
Niemand probiert's. — Da! Schrecken! Ist das des

Schwelhers Schritt,
Der draußen schwer und wuchtig zur Ofentüre tritt?
Schon hört man Keisig brechen, schon klingt der Stein am
Stahl,

Die Flammen flackern lustig und es wird warm im Saal.
Doch immer größ're Hitze speit heut' der Ofen aus.
Man meint er müsse glühen, samt dem verwünschten Haus.
Der Rauch dringt aus den Fugen, füllt dicht den ganzen
Raum,

Sie müssen fast ersticken und seh'n einander kaum.
Sie ringen schwer nach Atem, stöhnen bedrängt: „Ach Gott,
noch einmal uns befreie aus dieser Höllennot!“

Ein rettender Gedanke! — Doch ach, zu spät er kommt —
„Entflieh'n!“ „Wohin?“ Durchs Fenster hätt's ihnen nicht
gefrommt,

Denn drunten gähnt ein Abgrund. So strecken sie die Köp'
hinaus in der Verzweiflung. O die sechs armen Tröpf!
Doch noch nicht hat die Nachtluft die ärgste Hitz' gekühlt,
Als jeder schon von ihnen, ein neues Unheil fühlt:

Ein Knall! Die Tür springt krachend sperrangelweit herein,
Grad wie wenn Schloß und Kiegel nur Kinderspielzeug sei'n.
Der Schwelher steht im Rahmen und fragt voll Spott und
Hohn:

„Ist's warm genug hierinnen?“ — — Doch ihnen bleibt
der Ton

Total im Halse stecken. Der ist wie zugeschnürt . . .
Und drauf der Geist verschwindet — er hat nicht mehr
geschürt.

Wie arme Sünder hängen die sechs am Fensterloch
Gelähmt von Angst und Schrecken . . . „Ach käm' der
Morgen doch!“

Sie zählen die Minuten . . . Doch keiner hat's gewagt,
Vom Platz sich nur zu rühren, bis daß der Morgen tagt.
Schon steht die Sonn' am Himmel, da raffen sie sich auf,
Das Zimmer zu verlassen, und eilen heim im Lauf.
Nie mehr in ihrem Leben kam solche Lust sie an,
Daß Schwelher Ofenheizer bei ihnen werden kann.
Sie waren schon zufrieden mit jener einen Nacht,
Als er das Feuer schürte und ihnen heiß gemacht.

III.

Indeß der Kleinhans Schwelher peinigt an jedem Ort
Sein Weib und seine Kinder gleich arg in einem fort.
Zu Rottenburg sie fanden auch keine Rast und Ruh'.
So zog die Witwe wieder dem Schloß Ringingen zu.
Von ihren bösen Wegen hat sie sich nicht bekehrt,

un ihres Gatten Drängen nur wenig sich geschert. —
Ein Mann vom nahen Killer, der lang im Kriege stritt
und unsern Schwelher kannte, just damals heimzu schritt.
Jedoch sein Tod und Geistern war ihm noch unbekannt.
Wie konnt' er's auch erfahren in fernem, fremden Land!
Im Kirchlein unsrer Frauen am Heerweg kehrt er ein,
Dankt betend seiner Herrin im Abendsonnenschein.
Dann noch ein stummes Grüßen zu Schwelhers Burg hinan
Und weiter schritt er rüstig zur heimatlichen Bahn.
Die Waldschlucht zwischen Killer und Ringingen ihn deucht
Heut abend gar so eigen. — Und sieh! Auf einmal leucht
Ein Klepper ihm entgegen mit einem bleichen Mann,
Der hält vor unserm Krieger, dem sehr erstaunten, an.
Der Schwelher ist's! Er kennt ihn gleich am grünen Hut.
„Hallo! Woher des Weges, so spat, mein Junker gut?“
Doch Kleinhans ihm bedeutet, er sei gestorben längst,
Und müsse geistweis gehen in Nöten und in Aengst.
Der Freund will beinah' lachen und schaut ihm ins Gesicht:
„Was soll den das bedeuten? Herr, ich versteh' Euch nicht!“
Doch jener auf dem Rosse sagt wieder, er sei tot.
Der Krieger hört es staunend und meint in seiner Not,
Der sei nicht mehr bei Sinnen. Er spricht: „Herr Junker hört:
Ihr lebt noch, denn ein Toter nicht durch die Lande fährt!“
Doch schließlich muß er's glauben, denn jener macht ihm klar,
Daß alles was er sage, sei ganz gewißlich wahr:
„Der Grund, warum ich leide und wandre ohne Ruh'
Begen den Brauch der Toten, ist dieser, höre zu:
Zum ersten magst du wissen, daß ich um's Leben gern
Dem edlen Waidwerk diene, wie keiner nah und fern.
Da ließ ich viel verderben durch Sauen, Reh' und Hirsch.
Zerstampft hab' ich die Früchte bei Jagd und Ritt und Birsch.
Die armen Untertanen, die jammernd suchten Recht,
Ließ ich vom Schlosse heßen durch meinen Hund und Knecht.
Zum andern hab' ich Marken auf Aekern kühn versezt,
Beim Feldgericht die Rechte gar vieler schwer verlegt.
Gewissenlos genommen, wenn einer mir nicht hold,
Dem andern zugesprochen um schnöden Sünderold.
Und drittens gab ich grundlos ein allzustreng Verbot,
Daß niemand mehr zu Hause durst' selber backen Brot.
Nein, ein Gemeindegäcker ward durch mich angestellt,
Dem unter zwanzig Laiben einer als Lohn verfällt.
Streng Steuer drauf zu legen, war längst schon abgemacht,
Wer sich nicht fügt, wird einfach mit harter Straf' bedacht.
Zulezt trieb mich die Habsucht zu einem frechen Raub,
Das Recht der Dorfgemeinde trat ich dabei in Staub.
Ich sprach die Kälberweide ganz als mein eigen an,
Und doch hat jeder Bürger auch seinen Teil daran.
Wie manchen armen Bauer bracht' dies in große Not.
Ich schwamm im Ueberflusse, doch er rang um sein Brot.
Noch viel hab ich verbrochen, schloß Schwelher den Bericht.
„Jetzt quält mich mein Gewissen, ich find' die Ruhe nicht.
Durch meine bösen Taten, die gottlos ich verübt,
Hab' ich den Allgerechten im Himmel schwer betrübt.
Und friedlos muß ich wandern wohl bis zum jüngsten Tag,
Die Schuld kann ich nicht tilgen, nicht enden meine Plag!“
Der Krieger steht betroffen. Doch faßt er sich und spricht:
„Wenn das die Deinen wissen, die helfen, zweifle nicht!“
Doch Kleinhans kündet traurig, was er dem Weib getan,
Wie herzlos sie sich weigert, als geh' es sie nicht an.
Doch bittet er ihn dringend, nach Ringingen zu gehn,
um seine Frau nocheinmal um Gnade anzufleh'n.
Zum Zeichen, daß sie glaube, er hab' ihn selbst gesandt,
Zieht Schwelher ab das Hütlein, das allen wohlbekannt.
Das reicht er ihm: „So grüß mir mein ehelich Gemahl,
Die Kinder auch und Gäste im hohen Rittersaal.
Doch wenn du jezo scheidest, schau ja nicht mehr zurück,
Dein Leben wär gefährdet, vernichtet wär dein Glück!“ —
Und grüßend setzt der Schwelher sein Köpflein schnell in Trab,
Der Kriegsmann hastet heimwärts ins Killertal hinab.
Nun hebet an ein Rauschen, ein Brausen, Krachen, Schall'n,
Als ob das Tal, die Berge zusammen wollten fall'n.
Da ist's nicht mehr geheuer. Es faßt den Mann ein Graus.
Er eilt ohn' umzusehen, erreicht sein Heimathaus.

Jedoch die Seinen kennen den Krieger fast nicht mehr,
Denn eher einem Toten, als Lebenden gleicht er.
An Bart und Haar gebleicht hat ihn die halbe Stund',
Fahl ist sein Antlitz worden, kaum daß er sprechen kunnt. —
Schon in den nächsten Tagen macht er sich auf die Reif',
Die Botschaft auszurichten, wo er die Witfrau weiß.
Doch ist umsonst sein Bitten. Das Weib ihn fast verhöhnt:
Sie sei des Geistes Winseln bald lang genug gewöhnt.

IV.

Nun treffen neue Plagen im Geisterschlosse ein.
Der Schwelher peinigt stärker die Frau und Kinder sein.
Ja, eines Nachts gen Morgen der Kleinhans sprengt mit
Macht

Die Türe zu der Kammer der Frau, daß sie erwacht.
Sie will um Hilfe schreien. Doch er hält ihr den Mund,
Mit wutverzerrten Blicken tut er ihr also kund:
„Wenn Du nicht jetzt erfüllst, was ich begehre, sogleich,
Dann fährst Du auf der Stelle von hier ins Totenreich!“
Die Frau will es nicht glauben, er hat schon oft gedroht.
Doch einmal geht's zum Letzten. Sein Geisterauge loht!
Das Leinlach samt dem Weibe hat er gepackt im Nu,
Und schlingt die vier Zipfel geschwind zum Knoten zu.
Er schwingt sie hin zum Laden als wär sie federleicht.
Ein Ruck, hinaus! Ihr schwindelt, all Blut vom Herzen
weicht.

An einen hölzern Nagel hat er sie hingehängt.
Wie da die Furcht zu sterben die stolze Seel' bedrängt.
Weh! Wenn der Nagel bräche! Kein Sprung sie retten könnt,
Die fürchterliche Tiefe bedeutet Tod und End'.
Sie stammelt: „Gnad', Erbarmen! Ich tu ja alles gern,
Was du verlangst, nur laß mir noch einen Hoffungsstern!“
Da ist der Mann zufrieden und hebt sie schnell herein,
Denn jetzt wird seinem Wandern Ruhe beschieden sein. — —
Die Frau hat Wort gehalten, das Unrecht gutgemacht,
Ja, Klöster und Kapellen mit Gütern reich bedacht.
Man hat auch in der Kirche für seine Seel' getan,
So wie es recht und billig für einen Christenmann.
Der Kirchhof bei St. Gallen die Beterschar kaum faßt,
All' haben ihm verziehen, die vorher ihn gehaßt.
Als dann der Mund der Priester das De Profundis sang
Und leis des Glöckleins Läuten vom Türmchen niederklang,
Da faßt ein stummes Beben die Beter, denn sie seh'n
Deutlich in ihrer Mitte den Kleinhans Schwelher steh'n.
Er dankt von ganzem Herzen und spricht: „Ihr lieben Leut',
Ich bin nunmehr erlöset, ein Kind der ew'gen Freud'
Mag auch die Burg zerfallen und mit ihr mein Geschlecht,
Die Seele ist gerettet, so ist's dem Herren recht.
Doch wird mein Name leben noch lang im Menschenmund,
Daß vielen werd' mein Treiben, wie auch mein Büßen kund!“
Drauf hüllte dichter Nebel den Friedhof plötzlich ein,
Drin ist der Geist zerflossen wie eitel Dunst und Schein. — —
Von da an hat der Schwelher gar niemand mehr gestört,
Nie hat man ihn gesehen, nie mehr von ihm gehört.
Um ihn und Frau und Kinder die Sage weiterwebt,
Vor rund fünfhundert Jahren hat er ja schon gelebt.

m.

Zu obigem Gedicht teilte uns Vikar Kraus, Burladingen, folgende geschichtlich verbürgte Nachrichten mit:

Die Zimmerische Chronik, die um 1560 entstand, berichtet also: „Vom letzten Schmeller (!) von Ringingen erzählt man eine sonderbarliche und fürwahr einer Tragedien vergleichende Historiam, die kainswegs denen Nachkommen zu verschweigen ist (folgt die Geistergeschichte). Man sagt, sein Schloß Ringingen sei unlängst hernach in ain Krieg zerstört worden, wiewohl das ungewiß, aber die Maur'n steen noch mertails und ist ain schöner, ansehnlicher Edelmannsitz gewesen. Die Tochter Agnes, die er nur Engelin geheiß, ist lang nach seinem Absterben, als sie erwachsen, einem von Dw, genannt Friederich verheiratet worden. Sie haben auch Kinder hinterlassen und eine Tochter zu Stetten im Kloster unter Zöllern gehabt und sie beide liegen daselbst begraben. Die ältere Tochter hat ein Gremlich geehlicht. Aber das Burgstall sampt dem Dorf Ringingen ist hernach an die Grafen von Werdenberg und Zöllern gelangt“.

Tatsächlich kommen Friedrich von Dw und Agnes Schwelherin, die 1494 starb, zusammen im Stettener Anniversar vor. Auch hatte Hans Gremlich von Menningen eine Elisabeth Schwelher zur Frau. Da sie jedoch gewöhnlich „von Straßberg“ genannt wird, scheint sie eher eine Schwester des Peter Schwelher von Straßberg gewesen zu sein, der 1513 zum letztenmal in einer Ringinger Urkunde siegelt und mit dem das Geschlecht ausstarb. Unser Held Kleinhans Schwelher, kommt mit seinen Brüdern Althans und Mettelhans 1405 in einer Urkunde vor. In den Jahren 1437 und 1442 wird er, mit dem Beinamen der Junge, als zu Ringingen wohnhaft angeführt. Schon 1453 war er nicht mehr am Leben und 1455 nennt Gabelkofer die edle Anna von Freiberg als hinterlassene Witwe des Hans Schwelher. Das Geschlecht erscheint im 12. Jahrhundert in Teckischen Diensten als Besitzer des Wielandsteins im Lenningertal bei Kirchheim (Württbg.) nach dem sie sich auch nannten. Als Vater unserer drei Hansen dürfte wohl Benz der Schwelher anzusprechen sein, der um 1360 zu Enbach im Filstale saß. Der Name Schwelher ist ein wenig schmeichelhafter Uebername (ähnlich wie zum Beispiel Affenschmalz für die Killer) und bedeutet soviel wie „der Säuser“.

Vielleicht beruhen die vier Gründe für das Geistergehen Schwelhers auf Wahrheit und waren wirkliche Klagepunkte der Ringinger gegen ihren Grundherrn. Im Gallengarten war noch 1661 der Friedhof von Ringingen. An der Schwelle der ehemaligen Kapelle, die 1834 abgebrochen wurde, soll ein „Riese“ begraben sein. Möglicherweise ist dies das letzte Andenken an den grausamen Herrn. Bemerkenswert ist auch, daß die genannte Chronik berichtet: „Und wiewohl der Schmeller, nachdem die spolia zurückgegeben und alles nach seinem Begehren getan war, hernach rüebig und der Geist nit mehr gesehen oder gehört wurde, so ist jedoch, wie man sagt, noch vil Jahr hernach an etlichen Orten umb und bei Ringingen uf der Alb zu etlichen sondern Zeiten ain ungeheures Wesen gewest (es war nicht geheuer), Gott waist die Ursach, warumb es beschicht!“

Der Kutscher des Truchseß

Heimat-Erzählung von Konrad Pflumm

Dr Ure, oder Ulrich, wie er eigentlich hieß, Ulrich Pflumm von Wessingen, war seines Zeichens Hausknecht und Kutscher beim Mohrenwirt Bumiller im alten Gasthof am Schloßplatz in Hechingen. Das war vor 1818, denn in diesem Jahre trat er nach Ausweis des Wessinger Pfarrbuches, das sich in Zimmern befindet, mit einem Mädchen namens Regina in den Stand der Ehe und wurde als Bauer in seinem elterlichen Haus des Wagner Andres selbständig.

Er zählte damals schon 33 Jahre, denn 1785 erblickte er

das Licht der Welt. Wenn auch in der Erzählung sein Lebensende keine Rolle spielt, so sei doch angeführt, daß er im hohen Alter von 86 Jahren 1871 Todes verblich.

Dr Ure war von über mittelgroßer Gestalt und hatte lebhaft, kleine, braun-graue Augen. Diese Farbe vererbte er auf die meisten seiner Nachkommen. Er war heiterer Gemütsart, und ein Schalk saß ihm oft im Nacken.

Wenn ihm daher hier sein Urenkel ein Sträußchen Bergig-meinnicht windet, so geschieht es nicht nur, um ihn der Ver-

gessenheit zu entreißen, sondern aus Lust zum Fabulieren, aus Liebe zur Heimat, aus Freude am Originalen und an Humor; denn der Ure war ein Original und besaß Humor und Mutterwitz.

Wahrscheinlich ist auf ihn auch jener Ausspruch eines Mädchens im Mohren zurückzuführen, das nachmittags drei Uhr auf die Frage nach dem Verbleib des Kutschers und Hausknechts zur Antwort gab, er sei wahrscheinlich in der Frühmesse. Ure mag ihr das so angegeben haben, als sie ihn mit mehr Neugierde, als für eine möglicherweise verlangte Auskunft nötig war, fragte, was sie denn nur sagen sollte, wenn jemand frage, wo der Hausknecht sei. In seinen Worten liegt Schalkheit und Humor zugleich.

Wenn er auf seinem Kutscherbock saß und die Zügel der Kofse fest in Händen hielt, dann hatte jeder der Insassen des Wagens, den er lenkte, das Gefühl der Sicherheit und des Geborgenseins; wenn er die Peitsche schwingend einen pistolenähnlichen Knall erzeugte, daß der Schloßplatz widerhallte, dann staunten ihn die Kinder an und versuchten wohl auch mit ihren Geißelchen es ihm gleich zu tun. Jedem aber, der etwas vom Kutschieren verstand, stach sein ganzes Gebaren und seine stattliche Erscheinung in die Augen. Kein Wunder darum, wenn auch der damalige Nachbar des Mohrenwirts, und das war seiner Hochfürstlich Durchlaucht der Fürst Hermann (1798—1810) auf ihn aufmerksam wurde.

Es war zu einer unruhigen Zeit. 1806 war der Fürst dem Rheinbund beigetreten und hatte dadurch seinem Land die Selbständigkeit gesichert und es vor Mediatisierung — Württemberg hätte es sich gar zu gern einverleibt — bewahrt. Ein großes Verdienst hat sich hierbei freilich auch Amalie Zephyrine, die Gemahlin des Sigmaringer Fürsten Anton Aloys, eine Freundin Josefine Beauharnais', der späteren Gemahlin Napoleons I., erworben. Sie war mit französischen Ministern von ihrem Aufenthalt in Frankreich her bekannt und ihre Freundin Josefine dankte ihr eine frühere gute Tat, die darin bestand, daß sie zur Zeit der französischen Revolution, Josefins beide gefährdeten Kinder mit in die Normandie nahm und in Sicherheit brachte, dadurch, daß sie Fürsprache und Hilfe gewährte, so daß Hohenzollern selbständig blieb.

Der Fürst war aber gezwungen, Napoleon mit seinem Heereskontingent Kriegsfolge zu leisten. So geschah es auch beim Zuge des Korsen gegen Oesterreich (1809).

Am 9. April rückte das, als solches aufgelöste „Hohenzollerische Kontingent“ — etwa 100 Mann — mit der „Nassauischen Brigade“ verschmolzen zur Rheinbund-Armee ab und focht bereits am 26. Mai gegen die Oesterreicher.

Das zweite österreichische Armeekorps stand unter dem Bruder des Fürsten (!), dem Prinzen Franz Xaver. Er kämpfte also gegen seine Landsleute, die ja freilich nur aus Politik auf Seiten Napoleons gegen ihn standen. Er brachte am 21./22. Mai bei Wipern und Eßling in der Nähe Wiens Napoleon seine erste schwere Niederlage bei.

Bei diesen Truppen machte auch der General Erbtruchseß Graf Waldburg-Capustigall den Feldzug mit. Er war mit des Fürsten zweiter Tochter Maria-Antonia (ihr Marmorgrabmal, sie starb 1831, befindet sich neben dem linken Seitenaltar des heiligen Jakobus in der Stadtkirche zu Hechingen) vermählt.

Der Truchseß wollte den Feldzug größtenteils im Wagen mitmachen und bedurfte dazu eines tüchtigen, zuverlässigen Kutschers. Es war damals beim Stab eine gefährliche Sache, als die Heeresleitung noch nicht mit dem Draht oder mit elektrischen Wellen weit aus der Ferne die Schlachten lenkte, sondern ganz nahe von einem Hügel aus durch Ordonanzen ihre Befehle gab und Berichte entgegennahm. Da geriet sie oft leicht in den Schlamassel des Kampfes.

Feindliche Reiter hatten es besonders darauf abgesehen, kommandierende Generale und Führer abzufangen oder unschädlich zu machen. Die Gefahr wohl kennend meldete sich darum auch auf eine Bekanntmachung hin niemand für das „Amt“ eines Kutschers für den General-Truchseß. Da der General einen „Zivilkutscher“ haben wollte, versiel man auf Ure und er hatte den Mut, wagte es, den Truchseß „im Felde“ zu kutschieren.

„Oftmals“, so erzählte er, „mußt ich die Kofse mit rasender Geschwindigkeit durch das Feuer des Kampfes jagen.“ Die Kugeln piffen ihm um die Ohren und gar manchmal stand er in Gefahr, von einer Kartauten-Kugel in Stücke gerissen und vom Bocke geworfen zu werden.

„Da zog ich den Kopf ein, als wollt ich mich unter den Tschako hinein verkriechen. Ich zog den Buckel zusammen wie d' Raß wenn's dunderit.“

(Schluß folgt.)

Nachweis des Heimatschrifttums

In diesem Abschnitt führen wir heimatgeschichtliche Neuerscheinungen an, die in anderen Zeitungen, Zeitschriften oder in Buchform erschienen.

Kultur- und Kunstgeschichtliches aus den Kirchenrechnungen von Burladingen von J. A. Kraus, „Lauchert-Zeitung“ 1931 215, 222, 243, 250, 269

Begräbnisstätten in und um Hechingen von A. Sch. Buchenmaier „Der Zoller“ 1931, 250

Verehrung des hl. St. Gallus in Hohenzollern „Der Zoller“ 1931 240

Zur Geschichte der Rosenkranzbruderschaft in der Pfarrei Steinhofen von Pfarrer Maier, „Der Zoller“ 1931 240

Um das Alter der Wallfahrten nach Beuron und Kiler „Der Zoller“ 1931 240

Von Dwingen nach Trochtelfingen „Lauchert-Zeitung“ 1931 192, 198

Hohenzollerischer Literaturbrief H. v. St. „Lauchert-Zeitung“ 1931 35, 36

Berzeichnis von Geistlichen, die aus den Pfarreien des Dekanats Haigerloch und von Dwingen hervorgegangen sind von Geißl. Rat Marmon. „Haigerlocher Bote“ 1931 218, 233, 234

Die Pfarrkirche in Biggerisdorf von Dr. Hugo Schneckl. „Hohenz. Volkszeitung“ 1931 214, 217

Geschichte des ehemaligen Berg- und Eisenwerks Berenthal von J. Wannenmacher, Lehrer „Hohenz. Volkszeitung“ 1931 254

Das „Glöckle“ in Beringendorf „Hohenz. Volkszeitung“ 1931 222

Die Denkmäler in der Baumwelt im hohenzollerischen Ober- und Unterlande ap. „Hohenz. Volkszeitung“ 1931 259

Sigmaringer Fastnachtsgeschichte von 1886—1900 E. „Hohenz. Volkszeitung“ 1931 34, 35

Bericht über den Fund eines alten Mauerwerks (Wohnhaus) und einer Feuerstätte in Langenenslingen von Studentat Kalbheinn, „Hohenz. Volkszeitung“, Sigmaringen Nr. 267

Die Kirchenerneuerung in Trochtelfingen, ap. „Der Zoller“ 1934 258

Zum Abschluß der Kirchenerneuerung in Trochtelfingen ap. „Lauchert-Zeitung“ 1931 257

Maria Zell. Eine Besprechung des Baur'schen Aufsatzes in den Albvereinsblättern, von Jaca. „Der Zoller“ 1931 266

Der Bröller bei Maria-Zell von Willy Baur, „Blätter des Schwäb. Albvereins“ 1931, 7

Eine Wanderung zur Ruine Straßberg (mit Bild der Ruine Hornstein, Turmruine auf Schalksburg, Feldkreuz bei Bingen von G. Mühlbach, Sigmaringen, dergl. 1931, 8

Landschaftlicher Naturschutz in Hohenzollern von Dr. Haug, Rottenburg dergl. 1931, 8

Das Bild von Sigmaringen (Gedicht) von Josef Burkhart, München dergl. 1931, 8

Zur Frage der Ruine Jungingen-Affenschmalz, von Hohenzungen, Bürgle, Affenschmalz und Einach, von A. Bosh, Hauptlehrer, Rangendingen, dergl. 1931, 8